

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Artikel: Der Titicacasee und seine Umgebung
Autor: Greulich, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573877>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

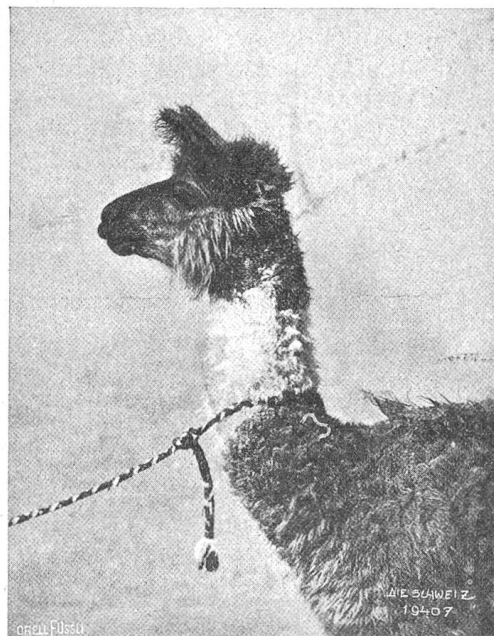
Der Titicacasee und seine Umgebung.

Von Dr. Oskar Greulich, (Bolivia) Zürich.

Mit einer Kunstbeilage und neun Textbildern, 3. T. nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Eines der merkwürdigsten Gebilde der Erdoberfläche ist ohne Zweifel der Titicacasee: diese gewaltige Wassermasse in einer Höhe von nahezu 4000 m ü. M. Er erstreckt sich von 15° 11' bis 16° 30' s. Br. und von 68° 38' bis 70° 02' w. L. In die Schweiz verlegt würde er von Zürich bis Lausanne reichen. Die Uferlinie ist sehr unregelmäßig. Abgesehen von drei großen Golfen, Huancané im Norden, Puno im Westen und Guaqui im Süden, gibt es zahlreiche kleinere Buchten und Vorsprünge, die immer neue überraschende Ausblicke bieten. Zu dem raschen Wechsel im Landschaftsbild tragen aber auch die vielen hübschen Inselchen bei, und das Beste leistet die großartige Umgebung: ringsum gewaltige Bergmassen, die trotz der Tropenzone bis in die Region des ewigen Schnees ragen. Aber dieser imposante Anblick hat etwas Trauriges, fast Lotes! Es fehlt das Grün der Wiesen und Wälder, das bei unsern Alpenseen einen so herrlichen Kontrast zur Wasserbläue schafft. Die hohen Uferwände zeigen von den bleichen Gipfelzacken bis zum wasserumspülten Fuß ein wenig wechselndes Graubraun; wo sie einer kleinen Ebene Raum lassen, sieht man während des größeren Teils des Jahres dürre gelbe Fläche. Nur am Schluß der Regenzeit überzieht sich das Gelände mit saftigem Rasen, und ein Blumentepich erfreut das Auge. Doch schon im Juni weicht beides wieder der öden Steppenfarbe, und der mörderische Reif räumt vollends auf mit allen zarteren Gewächsen. Bloß derbe Kräuter halten Stand und bieten den genügsamen Lamas und Schafen eine farge Nahrung. Besser wissen sich die Kühe zu helfen; sie bevorzugen das Schilfgras und wagen sich auf der Suche oft weit in den See hinaus, wo sie, bis an den Bauch im Wasser stehend, einen seltsamen Anblick gewähren. Bäume sind wenig und in verkrüppelten Exemplaren vertreten, unsern Wettertannen ähnlich. An einer einzigen Stelle, in einer Schlucht der Halbinsel Copacabana, bemerkte ich eine größere Gruppe, die von weitem so

ungefähr wie ein Wald aussieht. Eufalyptus, die von einem unternehmenden Gutsbesitzer in der Nähe Punos angepflanzt worden, entwickeln sich nur sehr mühsam. Die am Ufer verstreuten Dörfer (Puno allein kann als Stadt gelten) sind mit ihren armseligen Strohdächern und Lehmwänden vom Schiff aus kaum sichtbar, und damit fehlt ein weiteres malerisches Element unserer Seen. Dennoch hat auch diese Landschaft ihre Schönheit, und sie wird umso dankbarer empfunden, wenn man eine tagelange Fahrt durch die langweilige Sierra (Gebirge) hinter sich hat. Stets imponiert uns der See: sei es, daß seine stahlblaue, unabsehbare Fläche im Sonnenglanz erstrahlt, sei es, daß seine Wogen, aufgepeitscht durch die plötzlichen, gewaltigen Stürme, donnernd an die Felsen schlagen. Und wieder ganz anders offenbart er sich in stillen klaren Nächten bei einem Sternenglanz, wie er nur den Tropen eignet. Als beste Zeit zur Ueberfahrt gilt der Monat Oktober: die Nächte sind nicht mehr so kalt wie etwa im Juli oder August, und die Regengüsse und Stürme drohen erst im November. Der Tourist



Vom Titicacasee Abb. 1. Peruanisches Lama.



Vom Titicacasee Abb. 2. Arequipa (Peru), Ansicht vom Flusse aus. Phot. Mar. L. Vargas, Arequipa.

verläßt den Küstendampfer im peruanischen Hafen Mollendo, von wo ihn ein komfortabler Eisenbahnzug hinauf nach Arequipa führt. Arequipa (Abb. 2) ist eine der schönsten und angenehmsten Städte Südamerikas, in einer fruchtbaren Ebene ausgebreitet am Fuß des Misti, eines 5850 Meter hohen Vulkans. Gern lassen wir uns einige Tage hier festhalten mit der triftigen Ausrede, daß ein allzu rascher Aufstieg gefährlich sei. In der Fortsetzung unserer Reise erklimmen wir in weiten, überreichlichen Serpentinien den Westabhang der Cordillere, vorbei an den berühmten warmen Bädern von Yura. Die lieblichen Täler mit ihrem Laub- und Buschwerk verschwinden, und uns umgibt graue Felsenwildnis. Noch stundenlang grüßt der schöne regelmäßige Regen des Misti herüber. An Romantik steht die Südbahn der von Drona bedeutend nach; doch fehlt es keineswegs an überraschenden Bildern. Es wird bedeutend kälter; wir nahen dem höchsten Punkt, dem Cruzero alto (hohes Kreuz), 4470 Meter, und mit größerer Schnelligkeit geht es abwärts. Schon ist es Spätnachmittag. „Der Titicacasee!“ ruft freudig eine junge Neuyorkerin, die zum ersten Mal die Fahrt macht. Ihre erfahrenen Begleiter lächeln überlegen. Nein, so weit sind wir noch lange nicht! Das Blaue, das da unten aus der Steinwüste hervorguckt, dann neffisch verschwindet, allmählich größer wird, verrät sich als zwei liebliche kleine Seen, und mit Behagen ruht

der Blick auf der willkommenen Abwechslung. Wir entrinnen endlich dem Felsenlabyrinth und gelangen auf das Hochplateau, in dessen Mitte der Titicacasee liegt. In Juliaca teilt sich der Schienenstrang: eine Linie führt nördlich nach Cuzco, der alten Hauptstadt Perus mit ihren Inka-Ruinen und den großartigen Kathedralen aus der Zeit der spanischen Vizekönige. Wir aber wenden uns südlich, durchjagen eine scheinbar endlose Ebene, biegen um einige Hügel, und — da ist er nun: der lang Erwartete! Aber von der eigentlichen Wasserfläche trennen uns weite Sümpfe, aus denen schreiend die Seevögel flüchten. Erst nach Einbruch der Dunkelheit gelangt der Zug an seine Endstation Puno, einem Soldaten- und Beamtenstädtlein und der Grenzwaacht Perus gegen Bolivien (vgl. Abb. 3). Ueber die dort herrschende Kälte kursieren im Land selber, zumal in Lima, die haarsträubendsten Gerüchte. Tatsächlich steht es keineswegs so schlimm: während der achtzehn Monate, die ich dort zubachte, sank das Thermometer niemals unter —5 Grad. Unangenehm waren freilich die scharfen Winde und die dünne Höhenluft, liegt es doch 3854 m ü. M.!

So klein sich die Bucht von Puno auf dem Atlas ausnimmt, so hat sie doch eine so gewaltige Ausdehnung, daß der Ankömmling sie für den ganzen See hält. Erst bei genauerm Beobachten entdeckt er zu seinem Erstaunen im Nordosten eine schmale Durchfahrt, aus der eine neue un-

geheure Wasserfläche herüberschimmert. Der Verkehr über den See wird durch drei kleine Dampfer vermittelt, die aber bedauerlicherweise ausschließlich nachts fahren. So bleibt der Ausblick auf die Morgenstunden beschränkt, und dem Durchreisenden wird das Verständnis für die Größe und den Umriss des Sees stark beeinträchtigt.

Der Bucht von Puno vorgelagert sind zwei Inseln: Amantaní und Taquile. An jene knüpft sich ein schreckliches, an diese ein tragikomisches Ereignis, aber beide sehr bezeichnend für südamerikanische Verhältnisse, wie sie noch vor kurzem herrschten. Auf Amantaní wurde einst von den wilden Insulanern eine kreolische Farmersfamilie ermordet. Zur Strafe landete der Präfekt von Puno und ließ über tausend Indianer einfach niederknallen. Nach Taquile schickte 1894 der Präsident Caceres eine Anzahl politischer Gegner in die Verbannung. Vier Monate langweilten sich die armen Caballeros auf dem fahlen Felsen und lebten von Mais und Kartoffeln. Außerlich wären sie ganz verwildert, wenn sich nicht der Barbier von Puno ihrer erbarmt hätte. Das alte

Männchen ist noch jetzt stolz auf dieses Ereignis seines Lebens.

Von Taquile aus erblickt man bei klarem Wetter bequem das Ostufer des Sees mit der Insel de Soto. Dagegen bleibt das Nordufer nur in ganz verschwommenen Umrissen, und vollends gegen Süden dehnt sich das Gewässer bis zum Horizont aus. Ein kleiner schwarzer Flecken gerade auf der Kimmung bezeichnet die Sonneninsel. Sie liegt bereits auf bolivianischem Gebiet. Der See ist derart geteilt, daß die nordwestliche Hälfte peruanisch, die südöstliche bolivianisch ist. Die politische Grenze fällt annähernd mit einer sprachlichen zusammen, wenigstens für die eingeborene Bevölkerung: während noch auf der Insel Taquile das Quechua herrscht, trifft man auf der Sonneninsel das rauhere, gänzlich verschiedene Aymará.

Die Sonneninsel, eigentlich Titicaca geheißen, hat als solche dem See seinen Namen gegeben: „Titi“ bedeutet im Aymará ein fagenartiges Raubtier (Puma, Panther), „Caca“ heißt Fels. In der Tat soll ein isolierter Fels am nordwestlichen Ende der Insel einigermaßen Ähnlichkeit



Vom Titicacasee Abb. 5. Straße in Puno (Süd-Peru).



Vom Titicacasee Abb. 4. Indianer aus der Umgegend von Puno (Süd-Peru). Phot. Mag. T. Vargas, Arequipa.

mit einer Rake besitzen. Der Name „Sonneninsel“ kam auf durch die Inkas, in deren Stammesgeschichte sie eine wichtige Rolle spielt: Der Sage nach hat der Sonnengott Inti, voll Erbarmen über die ganz tierisch dahinlebende Menschheit, auf dieser Insel zwei seiner Kinder, den Manco Capac und die Mama Ocello, ausgesetzt. Er gab ihnen einen goldenen Stab oder Keil und hieß sie so lange nach Norden wandern, bis dieser im Boden verschwinde. Dies geschah am Berg Gana-caure in der Nähe von Cuzco; hier blieben also die Sonnenkinder, wurden Stammeltern der Inkas und Begründer ihrer Kultur. Diese Legende weist insofern auf den richtigen Weg, als die Inkas in Cuzco zunächst als Fremde erscheinen und zweifellos von Süden gekommen sind. Doch kann die kleine, abgelegene Insel natürlich nicht Ausgangspunkt einer so gewaltigen kulturellen und religiösen Umwälzung gewesen sein, und dem widersprechen auch spätere Ueberlieferungen der Inkas selber:

Der Herrscher Tupac Yupanki stieß bei seinem ersten Besuch auf der Insel auf so hartnäckigen Widerstand, daß er die ganze Bevölkerung wegführen und durch zuverlässige Kolonisten ersetzen ließ — ein Verfahren, das die Inkas nur im äußersten Fall anzuwenden pflegten.

Die Sonneninsel, die größte des Sees, schmal hingestreckt, wird der Länge nach von einem Berg durchzogen, der nur schmale Küstenebenen zuläßt. Man landet in der reizenden Bai von Challa. Am Südostabhang, unweit des erwähnten Rakenkopfes, liegen die Ruinen eines Klosters der Sonnenjungfrauen, die da in strengster Abgeschlossenheit ausschließlich dem Sonnengott ihr Leben widmeten: Peruanische Vestalinnen! Die Pforten weisen die für den Inka-Stil charakteristische Trapezform auf; die Wände sind nicht aus mächtigen Quadern errichtet wie andere Inkabauten, sondern aus kleinern runden Steinen, wobei Spuren von Mörtel bemerkbar sind. Diese beiden Abweichungen lassen ein relativ geringes Alter dieser Bauten vermuten. Am andern Ende der Insel, auf dem Berg Rücken, lag ein kleines Bad der Inkas, mäßig tief (1,5 m), von schweren Steinblöcken eingefast. Den Abhang herunter ziehen sich einige künstlich angelegte Terrassen. Da sich weiter nichts auf der Insel ermitteln läßt, verdankt sie ihren Ruhm doch wohl nur der Legende. Ruinen finden sich auch auf der südlich gelegenen kleineren Mondinsel.

Wer mit dem regelmäßigen Dampfer über den See fährt, kann beim Morgen-grauen — es wäre schade, länger in der Kabine zu bleiben — die Mondinsel, einer riesigen Schildkröte vergleichbar, im Norden liegen sehen. Vor und neben sich aber hat er die schroffen, durch wenige Schluchten durchbrochenen Felswände der Halbinsel Copacabana. Sie ist geschichtlich wohl ebenso interessant wie die Sonneninsel. Hier blühte lange vor Begründung des Inkareiches der Steinkult, bestehend in der Anbetung seltsam geformter Steine. Obschon dieser Steinkultus kaum Besseres repräsentiert als rohen Fetischismus, vermochte er doch nicht nur der ethisch weit überlegenen Sonnenreligion, sondern auch dem Christentum so fräftigen

Widerstand zu leisten, daß seine Spuren selbst heute noch nicht ganz erloschen sind. Während aber die Rolle der Sonneninsel längst ausgespielt ist, erlangte Copacabana merkwürdigerweise gerade durch die katholische Kirche erneute große Bedeutung. Seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts (1582) steht im Städtchen Copacabana, am Westrand der Halbinsel, eine Statue der Jungfrau Maria, das Werk eines frommen Indianers, in einer reichgeschmückten Kathedrale, Jahr für Jahr von zahllosen Pilgern aus Peru, Bolivien und selbst Chile besucht: ein südamerikanisches Lourdes.

Die Halbinsel Copacabana springt so weit in den See vor, daß er auf mäßige Flußbreite verengt wird. Wir gelangen in den südlichen und schönsten Teil des Sees. Seine stark gewundene Form, einem riesigen Fragezeichen vergleichbar, sowie vier Inselchen ändern das Landschaftsbild fast jede Viertelstunde, sodaß man das Verdeck trotz dem scharfen Morgenwind gar nicht verlassen mag. Auch die Dörfer am Ufer werden zahlreicher. So elend auch immer die Hütten sich ausnehmen: eine stattliche Kirche fehlt nie. Um die Gehöfte herum gewahrt man fast nur Frauen in ihren kurzen, weit abstehenden Röcken; auf dem Kopf den niedrigen, sonderbaren Filzhut, der im südlichen Peru und in Bolivien allgemein von den Indianern getragen wird. Der Eheherr ist entweder abwesend auf „Handelsfahrten“ oder er schläft in der Hütte seinen gestrigen Rausch aus.

Die Seefläche ist belebt von zahlreichen Booten, die unendlich langsam ihr Ziel verfolgen. Sie haben, abgesehen von ihrer gelben Farbe, große Ähnlichkeit mit venezianischen Gondeln (vgl. Kunstbeilage und Abb. 6). Gebaut sind sie aus Rohrbündeln, da die erwähnte Waldarmut der Seeufer kein anderes Material gestattet, und bewegen sich mit Hilfe von Bastseilen. Steuer oder Ruder gibt es nicht; der Fährmann behilft sich im Notfalle mit einfachen Stangen. Ein schätzenswerter Vorzug dieser Rähne besteht in ihrem auffallend geringen Schwanken, selbst bei heftigem Wellenschlag. Was aber die Aufmerksamkeit der Passagiere erregt, was ihnen Ausrufe des

Entzückens entlockt, das ist die Bergwelt Boliviens, die jetzt im Osten immer deutlicher hervortritt und sich als riesige, im Eis- und Schneepanzer erstrahlende Kette entwickelt. Längst ist uns der Sorata aufgefallen (6617 Meter hoch), bei ganz klarem Wetter erkennt man ihn schon von Puno aus; und den würdigen Abschluß der Kette bildet der dreieipflige Illimani (6400 Meter), der südöstlich von La Paz liegt. Welch ein weites, noch ganz unbetretenes Gefild böte sich für tatendurstige Bergfexen! Den Eingeborenen sind solche Pläne allerdings völlig unbegreiflich. Ein Kreole erwiderte mir lachend, diese Berge bewundere man eben wie die Sterne. Wem könne es je einfallen, zu diesen hinaufzuklettern!

Der Dampfer hat sich indes zwischen all den Inseln und Vorsprüngen durchgeschlängelt und hält jetzt auf den Hafen Guacui zu, der schon längst mit seinen Wellblechdächern herüberleuchtete. Das Sinken des Wasserspiegels hat hier wie in Puno den Bau eines Kanals nötig gemacht, dessen Ränder durch zwei lange Reihen schwimmender Bojen kenntlich



Vom Titicacasee Abb. 5. Alte Indianerin aus der Umgegend von Puno (Süd-Peru). Phot. Max. L. Vargas, Arequipa.

sind. Um neun Uhr halten wir im bolivianischen Hafenort. Die behagliche Träumerei, der wir uns auf der stillen Flut hingegeben, nimmt ein plötzliches Ende, und uns umfängt all der Trubel und die Ungemütlichkeit einer modernen Verkehrsstation. Da ist auch richtig schon der böse Zöllner. Zum Glück macht er es ziemlich gnädig. Wenige Schritte von der Landungsbrücke steht der Bahnzug, der östlich nach La Paz führt, und die meisten Reisenden besteigen ihn unverweilt, um den langentbehrten Großstadtgenüssen zuzueilen.

So angenehme Erinnerungen ich an die Hauptstadt Boliviens bewahrt habe, ihre Schilderung überschritte den Rahmen unseres Themas. Lassen wir also unsere Gefährten neidlos ziehen und bleiben wir am Gestade des Sees, der uns noch so vieles Merkwürdige zu bieten hat.

Da liegt nahe am Südufer, zwanzig Kilometer von Guaqui entfernt, das geheimnisvolle *Tiahuanaco*, das den Forschern Rätsel auf Rätsel aufgibt; es besteht aus zwei Ruinenstätten, von denen die eine, unmittelbar nördlich der Bahnlinie Guaqui-La Paz gelegen, vom Wagenfenster aus leicht sichtbar ist, während die andere kleinere mehr südlich hinter einem Hügel verborgen bleibt (vgl. Abb. 7—9). Die meisten Reisenden begnügen sich mit diesem flüchtigen Blick; aber für eine auch nur annähernd gründliche Besichtigung scheinen mir die anderthalb Tage, die ich dort zubachte, keineswegs zu lang. Die zahlreichen Photographien, die bereits aufgenommen sind, können seinen Reichtum auch nicht erschöpfen; denn viele und oft sehr interessante Denkmäler liegen in dichtem Gestrüpp, engen Schluchten oder sind sonstwie dem Apparat unzugänglich.

Den Kern der nördlichen Ruinenstätte bildet eine Terrasse von etwa zwei Meter Höhe, hundert Meter im Geviert. Rings stehen als treue Wächterschar, in wohlgerichtetem Carré, eine Anzahl Steinsäulen, zwei bis drei Meter hoch: die einen in einfacher Prismenform, andere die menschliche Gestalt in mehr oder weniger roher Form nachahmend. Innerhalb der Reihe, wie ein Offizier vor seinen Soldaten, präsentiert sich eine weit sorgfäl-

tiger behandelte Statue. Der Schädel ist anatomisch fast tadellos geformt; große runde Augen mit Brauen darüber, Nase und Mund sind deutlich sichtbar. Der Hals aber schien dem Künstler offenbar zu schwierig: der Kopf steckt ganz in den Schultern; die Arme liegen dem Körper fest an, und die verhältnismäßig kurzen Beine bilden ein Ganzes, nur durch eine leichte Furche voneinander geschieden. Die Füße sehen wie die eines Elefanten aus, und schwache Linien deuten die Zehen an. Ueber dem breiten, reich mit Arabesken versehenen Gürtel sieht man die wohlausgebildeten Hände im Relief gebreitet. Die eine hält ein Instrument empor, das einem Messer mit gekrümmter Klinge gleicht, die andere ein Gefäß, aus dem Flammen schlagen.

In der nordwestlichen Ecke, noch innerhalb der Einfriedigung, steht das berühmte Monolithtor, von dem wir noch ausführlicher sprechen werden. In der Mitte der Terrasse erhebt sich ein modernes, auf eisernen Säulen ruhendes Wellblechdach, dessen Zweck schlechterdings unklar ist. Abgesehen davon, daß es sich sehr häßlich ausnimmt, steht gar nichts darunter, was des Schutzes wert wäre. Dagegen sind gerade die kostbarsten Monumente außerhalb allen Umbilden der Witterung preisgegeben.

Von der Terrasse steigt man über eine Steintreppe zu einer kleinern, ebenfalls quadratförmigen Ruinenstätte hinab. Diese Treppe (oder was sie vorstellen soll) ist an sich eine Sehenswürdigkeit: sie wird von zwei riesigen Steinpfeilern flankiert; die oberste Stufe bildet eine einzige, ungeheure Steinplatte, 8 m lang, 1,89 m breit und 61 cm hoch. Ihre Vorderseite ist derart ausgehöhlt, daß sie, von unten betrachtet, wie ein riesiges Sofa aussieht, und so sorgfältig poliert, daß es sich noch jetzt sehr bequem darauf sitzt. Die untern Stufen sind bedeutend kleiner, bilden aber immer noch recht stattliche Blöcke.

Die untere Ruinenstätte ist noch wenig aufgeschlossen; doch werden gegenwärtig von der Museumsleitung in La Paz Ausgrabungen vorgenommen. Sichtbar sind ganze Reihen wohlgeglätteter, großer und kleiner Steinplatten, deren Zusammenhang indes nicht ersichtlich ist. Die bei-



Indianerboot auf dem Titicacasee.
Phot. Max T. Vargas, Arequipa.



Vom Titicacasee Abb. 6. Indianerboote. Phot. Mag. T. Vargas, Arequipa.

den Vierecke, die man in willkürlicher Auslegung kurzweg als Tempelanlage bezeichnet, stellen nur den Kern eines gewaltigen Trümmerfeldes dar, das sich von da weithin nach Westen und Süden erstreckt. In der Richtung auf das jetzige Dörfchen Tiahuanaco hin gewahrt man unzählige, streng geordnete Reihen bearbeiteter Blöcke, tief im Schutt versunken. Sie lassen ahnen, welche reiche Ausbeute noch des Forschers harret! Auch der kleine hufeisenförmige Hügel südlich der Tempelanlage ist dicht mit Plättchen besät. Die teils kreisrunden, teils viereckigen Nishöhlungen sind trotz der Verwitterung noch scharfkantig; ein harter Granitblock, 55 cm dick, ist ganz durchlöchert. Welche unsägliche Geduld müssen all diese Arbeiten erfordert haben: zumal mit unzulänglichen Instrumenten! Das Eisen war den Erbauern ja unbekannt!

Wenden wir uns zur südlichen Ruinenstätte! Sie liegt in größerer Entfernung, sodaß ich sie nur durch Zufall entdeckte (denn Fremdenführer gibt's hier noch keine). Da bemerken wir vor allem drei gewaltige Monolithe, der größte 7,39 m lang und über 2 m breit. Die Platte ist derart behauen, daß sie vier Sitze darstellt, ähnlich die zwei andern. Daneben liegen

in wirrem Durcheinander Quadern von 5 und 6 m Länge. Auf diesem Stein sind zierliche Rosetten eingeschnitten, ein anderer zeigt die Ansicht eines regelrechten Hauses mit Tür- und Fensteröffnungen, dort liegt eine halbrunde Säule im Gras, usw.

Angesichts solcher Altertümer fragt der Laie vor allem nach Bedeutung und Zweck; aber gerade hierin tappen wir noch in völliger Ungewißheit. Selbst die geschwähigte und sonst nie verlegene Sage läßt uns im Stich! Tiahuanaco lag bereits in Trümmern und Vergessenheit, als der Inka Pachakutec West- und Südufer des Sees eroberte. Auch Schriftzeichen scheinen gänzlich zu fehlen.

Von jeher hat nun das erwähnte Monolithor die Neugierde auf sich gezogen. Hier hoffte man, den Schlüssel zur Enträtselung zu finden.

Das Monolithor, 1,9 m hoch und etwa 2½ m breit, mit schmalem, niedrigem Durchgang, steht ganz nahe, aber leider noch außerhalb des erwähnten Wellblechdaches. Die bekannte Abbildung in der Weltgeschichte Helmolts*) ist in-

*) Vgl. auch die Abbildung bei Boermann, Gesch. d. Kunst aller Zeiten u. Völker I Taf. S. 84/85 Fig. c (nach einem Gipsabguß im Museum für Völkertunde zu Berlin).
H. d. R.

sofern nicht mehr zutreffend, als man das Monument wieder in seiner ursprünglichen Form zusammengefügt hat. In seinem obern Teil, auf der nach Osten gerichteten Seite, ist es dicht bedeckt mit feinen Reliefs, die aber leider schon durch Regen schwer gelitten haben (vgl. Abb. 9). Den Mittelpunkt bildet eine Figur, aufrecht gegen den Beschauer gewendet, das Gesicht rings umrahmt von kleinern Gebilden, die teils wie Köpfe aussehen. In jeder Hand hält sie einen oben gespaltenen Stab, reich mit Verzierungen bedeckt. Zahllose Ornamente überziehen auch den Körper. Die Beine sind so stark verkürzt, daß man sie kaum sieht. Links und rechts bemerken wir drei Reihen kleiner Figuren, die sich wiederholen mit der Regelmäßigkeit und Genauigkeit von Tapetenmustern. Sie alle wenden sich der Mittelperson zu, um ihr knieend zu huldigen. Stundenlang

könnte man vor dem Bild verweilen und würde immer neue Details entdecken! Hier ist natürlich nicht der Ort zu weitläufiger Besprechung. Es sei nur so viel gesagt, daß es bis jetzt nicht gelungen ist, all diesen Gestalten mit Flügeln, Vogelköpfen, Schlangen und sonstigen Attributen irgend einen einwandfreien Sinn zu unterlegen. Jedenfalls haben wir es mit einer durchaus eigenartigen, hochentwickelten Zivilisation zu tun, ohne die geringste Ähnlichkeit mit der Kultur der Inkas, der Chipchas, Mayas, Azteken oder gar der Chinesen und Babylonier. (Dieser letztgenannte Unsinn hat wiederholt ernsthafte Verteidigung gefunden!) Sofern uns nicht neue Entdeckungen zu Hilfe kommen, wird diese Inschrift ein undurchdringliches Geheimnis bleiben.

Vermutlich von demselben Alter, aber ebenso rätselhaft ist die Ruinenstätte von *Silustani*. Sie liegt an dem lieblichen, kleinen See *Umayo*, vier Reistunden nordwestlich von *Puno*. Hart am Rande eines mäßig breiten, steil abfallenden Plateaus erheben sich, weithin sichtbar, einige sonderbare Bauten. Die besterhaltene ist ein Rundturm von 11,6 m Höhe und einem untern Umfang von 22,5 m. Nach oben erweitert er sich bis zu 25 m Umfang. Dazu tritt gleich unterhalb der Turmkappe eine Art Kragen, aus vorspringenden Steinen gebildet. Das Material besteht aus großen Granitblöcken (einer der größten stellt einen Würfel von 1,2 m Seitenlänge dar). Die Steine sind ohne Mörtel so genau gefügt, daß selbst heute bei schon vorgeschrittener Verwitterung kaum eine Messerklinge in die Fugen zu dringen vermag. Der Umfang des Turmes ist geometrisch genau in seiner Rundung und die Oberfläche glatt poliert. Im Innern findet sich ein Schacht, in dessen Grunde wir Schädel und andere Knochen fanden. Leider



Dom Titicacasee Abb. 7. Monolithgruppe in den Ruinen von *Tiahuanaco*.
Phot. Mag. T. Vargas, Arequipa.

war sonst nichts ausfindig zu machen: keine Zierraten, Waffen u. dgl., die uns irgend einen Fingerzeig hätten geben können. Wohl aber befindet sich an der Außenseite des Turmes, ungefähr in drei Meter Höhe, das Relief einer Eidechse, etwa ein Meter lang, und dies wenigstens spricht mit Sicherheit gegen inkaischen Ursprung. Denn die Inkas, in ihrem Kampf gegen den Götzendienst, verbannten alle Bilder aus ihren Bauten.

Eine letzte Ruhestätte, die der Erwähnung wert ist, findet sich bei Akora, fünf Reistunden südlich von Puno. Die Türme gleichen einigermaßen denen von Silustani, doch sind sie kleiner (der größte 6,2 m hoch), viereckig in der Grundform, aus kleinern Steinen und von roherm Bau. Außer den Steinen war rein nichts zu finden.

Auf dem Weg von Puno nach Akora kamen wir an der sog. Plateria vorbei, wo ein Nordamerikaner vor einigen Jahren eine Mission gegründet hat. Selbst wer diesen Bestrebungen skeptisch gegenüber steht, kann den in so kurzer Zeit erreichten Resultaten seine Anerkennung nicht versagen. So wohl erzogen und sauber gekleidet sahen die indianischen Zöglinge aus, die meisten lesend im Hof herumgehend. Ein Indianer mit einem Buch in der Hand, das sieht man wirklich nicht alle Tage!

Damit sind wir also wieder bei der Gegenwart angelangt, in welcher die See eine nicht geringere Bedeutung besitzt als früher. Bereits kennen wir die große Verkehrsline, die von Mollendo über Arequipa und Puno nach La Paz führt. In neuester Zeit hat sie allerdings einen gefährlichen Konkurrenten erhalten in der Bahn, die vom chilenischen Hafen Arica über Tacna nach La Paz geht und außer dem Vorteil der kurzen Distanz auch ein



Vom Titicacasee Abb. 8. Nördliche Ruinenstätte von Tiawanaco, unterhalb der großen Steintreppe.

Umladen der Waren unterwegs unnötig macht. (Auf der andern Linie muß dies zweimal geschehen: bei Puno und bei Guaqui). Einigermassen ließe sich diese ungünstige Situation der peruanischen Linie verbessern durch Umbau des schon jetzt unzulänglichen Hafens Mollendo und namentlich durch den Bau der Linie Puno-Guaqui der Westseite des Sees entlang. Diese Bahn, deren Anlage keine besondern technischen Schwierigkeiten ergäbe und deren Kosten auf die relativ mäßige Summe von sechs Millionen Mark veranschlagt wird, hätte auch für den wachsenden Schwarm ausländischer Reisender besonderes Interesse; mit ihr würde eine Touristenbahn ersten Ranges geschaffen und würden hochinteressante Punkte der Allgemeinheit zugänglich gemacht.